

Rolf K. Busch

Hinter jeder Fichte eine kleine Geschichte

BAND 1

Aus dem jagdlichen Alltag

Edition Jägerleben

ISBN 978-3-86738-064-5

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Erschienen in der EDITION JÄGERLEBEN im Auftrag der Neudamm GmbH.
© 2018 Edition Jägerleben – eine Marke der Neumann-Neudamm GmbH
Schwalbenweg 1, 34212 Melsungen
Tel. 05661-9262-0, Fax 05661-9262-20
www.neumann-neudamm.de
info@neumann-neudamm.de

Printed in the European Community
Satz & Layout: Neumann-Neudamm GmbH
Titelgestaltung: Neumann-Neudamm GmbH
Bildnachweis: Fotos und Zeichnungen Rolf K. Busch
Druck & Verarbeitung: Gorenjski tisk, Kranj

Für meine Kinder,
Carolin-Diana, Constance Catherina
und
Alexander Hubertus,
mit dem mich viele gemeinsame Jagderlebnisse verbinden.

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|-----|
| VORWORT..... | 6 |
| EINLEITUNG..... | 7 |
| EIN JUNGJÄGER UND DIE ERSTE TREIBJAGD..... | 25 |
| DER ERSTE BOCK..... | 37 |
| ANFÄNGERPECH MIT ROTWILD..... | 49 |
| Ein Anfängerfehler..... | 49 |
| Genaueres Zuhören ist hilfreich..... | 57 |
| DAS ZERWIRKTE REBHUHN..... | 67 |
| WAS MAN SICH VORSTELLT, DAS SIEHT MAN..... | 79 |
| Die alte Geltgeiß..... | 80 |
| Sauen im Mais..... | 85 |
| DER VERSCHLAFENE BOCK..... | 89 |
| HASE AUF ABWEGEN..... | 99 |
| DER FEHLFARBENE FRISCHLING..... | 109 |
| ÜBERRASCHUNG..... | 123 |
| EINE BLATTZEIT WIE IM BILDERBUCH..... | 129 |
| EIN HERVORRAGENDER AUFTAKT..... | 149 |

| | |
|--|-----|
| DUMM GELAUFEN | 157 |
| GRENZBÖCKE..... | 169 |
| Vorspann | 169 |
| Genaues Ansprechen erspart Ärger | 177 |
| Auch Schweigen kann Ärger vermeiden..... | 185 |
| Nachspann | 197 |
| FRÜHSCHOPPENANSITZ | 201 |
| EIN NETTER REVIERNACHBAR | 213 |
| PEINLICH, PEINLICH | 221 |
| Sorgfältig angesprochen | 222 |
| Eine rasche Hühnerjagd | 236 |
| REICHE BEUTE..... | 245 |
| Tauben, Tauben, Tauben | 245 |
| Manchmal läuft es..... | 260 |

VORWORT

Es gibt viele bedeutende Erzählungen von bekannten und weniger bekannten Jagdschriftstellern über großartige Jagden in fremden Ländern; über Jagden auf Großwild; spannende Berichte über die Jagd auf die „Big Five“, gefährliche Jagden, bei denen der persönliche Mut des Jägers für den Erfolg ausschlaggebend ist; Jagden mit sensationellen Nachsuchen; Jagden in völlig entlegenen und menschenleeren Gegenden dieser Welt; Jagden, bei denen der Jäger von den Naturextremen bis an die Grenze seiner Belastbarkeit gefordert wird; Jagden, bei denen neue Rekordmaße der Trophäen notiert werden; Jagden aus vergangenen Jahrhunderten, bei denen adelige Feudalherren und ihre Gäste unvorstellbare Mengen an Wild mit – aus heutiger Sicht – völlig dekadenten Jagdmethoden bei eingestelltem Jagen zur Strecke brachten. Oder die spannenden, romantisch-schaurigen Geschichten, in denen sich früher die Förster und ihre Jagdgehilfen mit den im Gesicht rußgeschwärzten Wilderern über Generationen hinweg Kämpfe auf Leben und Tod lieferten.

Die hier ausgeführten Erzählungen sind genau das Gegenteil: kleine, zum Teil unscheinbare Geschichten, wie sie wahrscheinlich viele Jäger im Lauf der Jahre erleben durften. Geschichten, die aus dem jagdlichen Alltag gegriffen sind, aber sich vielleicht doch durch Besonderheiten ein klein wenig abheben und sich deshalb im Gedächtnis festgesetzt haben und nicht vergessen wurden. Erlebnisse, die dem Erzähler eine kleine Freude bereitet oder auch mal den einen oder anderen bescheidenen jagdlichen Höhepunkt gebildet haben. Es sind aber auch Erlebnisse dabei, die dem Erzähler Verdruss bereitet haben, eher ein wenig peinlich sind und nicht gerade seinen Ruhm als großer Nimrod in seiner jagdlichen Umgebung gefördert haben. Erlebnisse, die man eigentlich eher schamhaft verschweigen und nicht noch in einer erweiterten Jagdgemeinde ausbreiten sollte. Aber auch solche Geschichten gehören zum Jägerleben und sind Bestandteil der eigenen jagdlichen Historie. Hinzu kommt: Vielleicht haben die kleinen Erzählungen einen gewissen Unterhaltungswert und vermitteln dem Leser durch die wahrscheinlich nicht ganz zu unterdrückende Schadenfreude ein positives Gefühl und vielleicht gerade dadurch ein gewisses Lesevergnügen.

EINLEITUNG

Wahrscheinlich hatte ich schon als kleines Kind eine Neigung zu Natur, Tieren und Jagd, allerdings verlor sich diese dann wieder – vielleicht mangels Gelegenheit oder weil viele Jahre lang andere Dinge im Vordergrund standen. Auch war direkt in der Familie niemand jagdlich ambitioniert. Nur ein entfernter Onkel ging zur Jagd, aber mit dem hatte ich praktisch keinen Kontakt, erst später als ich auch den Lodenmantel trug.

Die ersten Impulse in diese Richtung äußerten sich rückblickend in meinem sechsten Lebensjahr. Während dieser Zeit lebte ich mit meiner Mutter bei ihren Eltern auf einem Bauernhof im Nordschwarzwald. Normalerweise wohnten wir in Stuttgart. In der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkrieges waren die Zeiten jedoch nicht mehr normal. Die Schulen in Stuttgart wurden geschlossen, da der Unterricht ständig aufgrund von Fliegeralarm unterbrochen werden und wir Kinder in die Luftschutzräume laufen mussten. Ein geregelter Unterricht war nicht mehr möglich. Von der Schulbehörde wurde deshalb bekanntgegeben: Wer die Möglichkeit habe zu Verwandten aufs Land zu gehen, möge diese nutzen. Die anderen Kinder gingen mit ihren Müttern in eine Art Schullandheim. Die Väter waren in der Regel bei der Deutschen Wehrmacht, in Gefangenschaft oder bereits gefallen. Auch mein Vater hatte als Soldat für das deutsche Vaterland an der Ostfront versucht die Russen vom Einmarsch nach Berlin abzuhalten. Dass diese Bemühungen erfolglos waren, ist allgemein bekannt.

Das Leben auf einem Bauernhof im Nordschwarzwald war in dieser Zeit, im Vergleich zu heute, sehr einfach und schlicht. Die Landwirtschaft war noch wesentlich von der Handarbeit geprägt. Wenn die Erwachsenen – meine Großeltern, meine Mutter und andere Helfer – auf dorffernen Feldern arbeiteten, ging ich mit und streifte oft die weitere Umgebung ab, sammelte irgendwelche mir interessant erscheinenden Dinge und stieß oft auf Rehwild, das tagsüber in irgendeiner Senke oder hinter einer Waldbiegung äste. Ich hatte viel Geduld und pirschte mich nach Indianerart, auf allen Vieren oder auf dem Bauch robbend,

oft sehr nahe an das Wild heran. Man hatte mir schon den Zusammenhang zwischen Windrichtung und Witterung des Wildes beigebracht. Ich konnte das Rehwild dann stundenlang beobachten. Dabei wurde mir nie langweilig.

Zwei- oder dreimal hatte ich auch Bachen mit Frischlingen vor mir, die am hellen Mittag Wiesen und Kartoffeläcker umpflügten. Hier war ich natürlich sehr zurückhaltend. Die Bauern erzählten sich an langen Winterabenden oft richtige Schauergeschichten von Begegnungen mit Wildschweinen im Allgemeinen und mit führenden Bachen im Besonderen. Ich war also vorgewarnt und suchte immer die Nähe eines rasch erklimmbaren Baumes. Allerdings war mir zu dieser Zeit nicht klar, wie reaktionsschnell Wildschweine sind – auf einen Baum wäre ich nie rechtzeitig gekommen. Da tagsüber nur Bauern auf den Feldern unterwegs waren, stundenlang auf einem Acker oder auf einer Wiese arbeiteten, das Wild sich davon nicht bedroht fühlte und sich daran gewöhnt hatte, war es damals noch sehr tagaktiv. Spaziergänger sah man nur sonntags bei schönem Wetter. Abends war totale Ruhe in der Flur, die Bauern waren im Stall mit Melken, Füttern und Ausmisten beschäftigt.

Ein vom Hof meines Großvaters etwa fünfhundert Meter entfernt wohnender Bauer war Jagdaufseher des Stuttgarter Jagdpächters. Bei ihm sah ich immer wieder, wie er ein, zwei Rehe aufgebrochen am Scheunentor zum Auskühlen aufgehängt hatte. Ihm fragte ich oft ein Loch in den Bauch. Er nahm mich sogar hin und wieder zu einem Reviergang mit. Meiner Mutter war das jedoch nicht ganz geheuer, so blieb es bei einigen wenigen jagdlichen Ausflügen.

Rebhühner gab es in Mengen. Bei der Feldarbeit sah man sie oft in Ketten. Einmal, als ich mit meinem Großvater den leeren, von den Kühen gezogenen Erntewagen zu einem entfernten Feld fuhr, um die Weizengarben einzuholen, lief eine Kette Rebhühner auf dem Feldweg vor den Kühen her. Sie scheuten sich offensichtlich davor, in das links und rechts vom Weg hoch stehende Gras einzudringen. Sie zogen es vor, auf der linken der beiden mit Staub bedeckten Fahrinnen vor dem Fuhrwerk herzurennen. Die Kühe liefen nicht allzu schnell und die Rebhühner rannten leichtfüßig, immer im gleichen Abstand von einigen Metern, vor den Kühen her. Ich hatte ihnen kurze Zeit fasziniert zugeschaut,

wie sie ohne ängstlich zu wirken im Gänsemarsch vor uns herliefen und dachte: „Warum fliegen die denn nicht weg? Die können doch fliegen.“ Da sagte mein Großvater: „Bua, schpreng vom Waga ra ond fang a baar!“ (Junge, spring vom Wagen herunter und fange einige!) Ich war gleich Feuer und Flamme, hüpfte vom Leiterwagen und überholte die Kühe. Als ich seitlich vorne bei der linken Kuh auftauchte und sie überholte, ahnten sie wahrscheinlich, dass es jetzt nicht mehr so ganz harmlos zugehen würde – obwohl ich ja viel kleiner war als die im Vergleich zu mir doch recht großen Kühe. Um der von mir ausgehenden Gefahr unauffällig aus dem Wege zu gehen, machten sie den Fehler und wuselten, anstatt wegzufiegen, in das etwa zwanzig Zentimeter hohe Altgras links von der Fahrrinne. Dort kamen sie nur langsam voran. Ich war flink und schnappte mir eines, stopfte es blitzschnell in meine Hosentasche und packte noch ein zweites. Erst dann zogen sie die Notbremse, es machte „brrr, brrr, brrr“, die Mitglieder der Kette schwirrten fast gleichzeitig in einem flachen Bogen durch die Luft davon. Bevor das erste Rebhuhn den Weg aus meiner tiefen Hosentasche herausfand, war meine Hand schon da und packte es. Stolz kam ich zurück, kletterte wieder auf den Leiterwagen und übergab meinem Großvater erst das eine, dann das andere Rebhuhn. Er hatte mich offensichtlich beobachtet und schon das Taschenmesser gezückt und aufgeklappt. Dann schnitt er beiden nacheinander ohne zu zögern, aufgelegt auf einem Holm des Wagens, den Kopf ab. Er hielt sie an den Beinen und ließ sie kurz ohne Kopf flattern und ausbluten. Für mich war das nichts Ungewöhnliches, ich kannte das Verfahren schon von den Gelegenheiten, wenn ein Huhn geschlachtet wurde. Man nahm da lediglich anstatt des Taschenmessers ein Beil, um den Kopf auf einem Spaltblock abzuschlagen. Wir rupften die Tiere anschließend – jeder eines. Ich hatte auch dabei schon einige Erfahrung mit den Hühnern gemacht. Anschließend nahm mein Großvater sie aus und löste die Eingeweide heraus. Wir legten sie danach hinter uns auf den Wagen und deckten sie mit Gras ab, um sie vor der sengenden Hochsommersonne zu schützen. Während wir an den Rebhühnern arbeiteten, lobte mein Großvater mich für meine flinken Fangkünste und war sichtlich stolz auf mich. Er sah im Einfangen der Rebhühner offensichtlich kein

Problem. Vielleicht ist ihm auch nicht ganz bewusst gewesen, dass es sich dabei eigentlich um astreine Wilderei gehandelt hatte, die auch in Kriegszeiten nicht erlaubt war. Auf jeden Fall sagte er nichts in dieser Richtung.

Ein anderes jagdnahes Betätigungsfeld kam kurze Zeit später auf: In dem Dorf, in dem der Bauernhof lag, führten die Straßen oder Feldwege in ziemlichen Steigungen bergauf. Nach den beiden anderen entgegengesetzten Seiten zog sich jeweils ein lang gezogenes Tal mit Wiesen hin. Die Felder lagen in der Regel an den Hängen und auf den Anhöhen zu beiden Seiten des Tales. Auf diesen Wiesen im Tal gab es zum Ärger der Bauern eine zunehmende Zahl von Maulwurfshügeln – kleine Erdhaufen, die beim Mähen und Heumachen störten und den Futtergrasertrag der Wiese minderten. Die Erwachsenen sprachen von einer Plage von Maulwürfen und Schermäusen. Gegen die wurde mobil gemacht. Die Gemeinde gab bekannt, für einen getöteten Maulwurf und eine getötete Schermaus bekäme man 10 Reichspfennige. Als Beweis müsse man an einer dafür vorgesehenen Stelle im Dorf die Vorderfüße abliefern. Die Erwachsenen sprachen dann noch davon, man könne auch die Felle der Maulwürfe abziehen, trocknen und verkaufen.

Zwei meiner gleichaltrigen Freunde und ich waren sofort fasziniert von dem Gedanken Fallenjagd auf Maulwürfe zu machen. Größere Jungs zogen schon in die Wiesen hinaus und stellten den Maulwürfen nach. Wir hätten auch gerne mitgemacht, wussten jedoch nicht, wie wir es hätten anfangen sollen. Wir hatten weder Fallen noch wussten wir, wo man welche bekommen konnte. Vor meinen Freunden brüstete ich mich und sagte großspurig, mein Großvater würde mir da sicher weiterhelfen. Meiner Mutter sagte ich vorsichtshalber nichts davon. Die wäre mit Sicherheit dagegen gewesen und hätte es mir verboten. Auf meine allgemein und harmlos gestellte Frage, wie man Maulwürfe und Schermäuse fangen könne, antwortete mir mein Großvater zu meiner großen Enttäuschung: „*Bua do bisch du no zjong dozua.*“ (Junge dazu bist du noch zu jung.)

Wenn ich diese Antwort meines Großvaters an meine Freunde weitergegeben hätte, wäre die Blamage groß gewesen. Außerdem wollte ich das Thema nicht beerdigen, sondern unbedingt weiterkommen. Deshalb ließ ich meinem

Großvater keine Ruhe, plagte ihn immer wieder mit Fragen und schwärmte davon, wieviel Geld wir damit verdienen könnten. Irgendwann gingen ihm mein Gejammer und die Bettelei wahrscheinlich auf die Nerven. Er ließ sich erweichen, sagte unvermittelt: „Komm mit“, stieg die Treppe zum Dachboden hoch, suchte zwischen altem Gerümpel einige Zeit lang in abgestellten Kisten herum und zog dann ein Bündel mit einem etwa zwanzig Zentimeter langen Drahtgebilde heraus. Er erklärte mir, das seien Scherfallen. Als wir wieder nach unten gegangen waren, zeigte er mir den Spann-Mechanismus der Falle, also wie man sie scharf stellte, und auch, wie man sich die Finger schrecklich einklemmen könnte, wenn man nicht aufpasste. Er beschrieb mir, wie man die gespannte Falle vorsichtig in den Gang einschob und ermahnte mich nochmals, ja aufzupassen und ja keinen Finger zwischen die beiden Bügel zu bringen, falls sie aus Versehen zuschnappen würden. Ich bedankte mich und bat darum, er möge meiner Mutter bitte nichts davon verraten. Er sagte darauf trocken: „*No sag du abr au net, wo du dia Schearfalla her hasch.*“ (Dann sag du aber auch nicht, wer dir die Scherfallen gegeben hat.)

Nun hatten wir, nachdem die Wiesen im Spätsommer abgemäht waren, eine tolle Beschäftigung. Wir stellten zunächst die fünf vom Großvater erhaltenen Scherfallen. Später organisierten meine Freunde ebenfalls welche. Nach kurzer Zeit konnten wir mit einem Dutzend Fallen arbeiten. Anfangs hatten wir kaum Erfolg. Entweder war die Falle nicht empfindlich genug eingestellt und der Maulwurf schob die Falle als Hindernis in seiner Röhre weiter oder als unerwünschten Gegenstand einfach empört ins Freie – immer ohne dass sie zuschnappte – oder die Falle war zu empfindlich eingestellt und schnappte in der Röhre zu, sowie der Maulwurf die geringste Erdmenge auf die Falle zuschob – ohne dass ihm dabei das Geringste passierte. Nach einiger Zeit jedoch hatten wir den Bogen raus und fingen jede Menge Maulwürfe. Ganz zu Beginn hatten wir Probleme damit, die Fallen am anderen Morgen unter den inzwischen neu geschobenen Maulwurfhügeln wiederzufinden, wenn wir sie am späten Nachmittag gestellt hatten. Nach einigen Suchaktionen kamen wir auf die glorreiche Idee, einen Zweig neben die mit einer Falle bestückten

Maulwurfshügel zu stecken. Meist fingen wir Maulwürfe, selten Wühlmäuse. Bei einigen Maulwürfen zogen wir auch das schöne, seidige, schwarze Fell ab und nagelten es auf ein Brettchen, um es zu trocknen. Man sagte uns, die könne man verkaufen und bekäme viel mehr Geld als die zehn Pfennig für die Vorderfüße. Leider sagte man uns nicht, wer so etwas kaufen würde. Wir fanden keinen Interessenten, waren jedoch auch mit den zehn Pfennigen Prämie zufrieden. Während der ersten Schuljahre in einer Dorfschule im Schwarzwald waren dies meine ersten jagdnahen Erlebnisse. Anpirschen und Beobachten von Wild, einmaliges Flugwildfangen von Hand und Fallenjagd von erdgrabenden Tieren im Kleinen.

Als meine Mutter und ich nach Kriegsende wieder in Stuttgart waren, mein Vater nach der Flucht aus der Gefangenschaft auch wieder zu Hause war und ich in unserem Garten eines Tages auch Maulwurfshaufen fand, wollte ich meinem Vater stolz mein im Schwarzwald erworbenes Fallen-Know-how vorführen. Ich erzählte ihm, wie ich dort Maulwürfe gefangen hatte. Mein Vater war zunächst dagegen, dass ich mich auch in Stuttgart maulwufsfangend betätigte, und sagte, so einen Maulwurf könnten wir im Garten durchaus ernähren. Als die Haufen jedoch immer mehr wurden, auch in größerer Zahl in den Gemüsebeeten auftauchten und die Pflanzen auf einmal welk wurden, holte er im Gartenhaus aus einem Regal mit altem Gerümpel ein längliches, etwa fünfundzwanzig Zentimeter langes und gut drei Zentimeter im Querschnitt dickes, aus Holz und Metall gefertigtes Gerät und erläuterte mir, dies sei ein Schussapparat. Man müsse eine Prise Schwarzpulver in eine Bohrung einfüllen, dabei zeigte er auf ein stirnseitig angebrachtes, etwa sieben Millimeter dickes Loch. Danach müsse man die Bohrung mit zusammengeknülltem Papier fest verstopfen und oben, an einer dafür vorgesehenen Aufnahme, ein Zündhütchen anbringen, einen Hebel spannen und das Ganze in den Maulwurfsgang stellen. Dann, so erklärte mir mein Vater, wenn der Maulwurf das Gerät aus dem Gang schieben wolle, erschiese er sich selbst. Mein Vater hatte auch, ebenfalls aus Vorkriegszeiten, Schwarzpulver und Zündhütchen. Er zeigte mir, wie man den Schussapparat lud und scharfstellte. Diese Jagdmethode war natürlich wesentlich interessanter